

Hrn. Stephani's Buch zerfällt (außer dem einleitenden Vorwort) in zwei Haupttheile, deren erster vorzugsweise sich mit Heine, dagegen der zweite, mit der Ueberschrift: „Ein Blick auf unsere Zeit,“ sich mehr mit den Herren Börne, Menzel, Laube und Wienbarg beschäftigt.

Seite V der Vorrede wird im Vorbeigehen die Thorheit, welche die Unwissenheit neuerlich mit dem Modeworte „Novelle“ getrieben hat, gut abgefertigt, und S. VI die neue Mode: Kritik treffend genug mit dem Papierdrachen verglichen, der nur mit Hilfe starken Windes sich rauschend erhebt. S. VII aber stellt der Verf. als die Quintessenz der heillosen Grundlehren, womit die jetztige neue Schule (wir haben schon eine zu Anfange dieses Jahrhunderts gehabt) „den bisherigen Zustand der politischen, religiösen und moralischen Welt, die Sitten und Gewohnheiten des geselligen, häuslichen und öffentlichen Lebens zu verwirren“ trachtet, folgende vier Sätze auf:

1) „Es ist Unsinn, sich noch nach zweitausend Jahren von dem Buche ungehört gängeln zu lassen, was unwissende Schüler einem großen Meister nachhallten.“

2) „Staat, Recht und Gesetz sind einseitige Resultate der Willkür und Partei, die bloß vom Wahnsinn eines für unverlezt gehaltenen Herkommens geheiligt worden sind.“

3) „Die Ehe ist ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; sie ist ein Traditionsgut, das man abwerfen muß, wenn man die Menschheit zu höherer Cultur und Vollkommenheit fördern will.“

4) „Alles Wissen macht dumm und unglücklich.“

Herr Stephani setzt hinzu, daß diese vier Sätze, nur mit noch stärkeren und frecheren Ausdrücken bezeichnet, aus den Schriften der neuerungsfüchtigen Schreiber mit zahlreichen Stellen belegt werden können.

Sehr gern schreibe Referent hier ab, was weiterhin Hr. Stephani über die Quelle, aus welcher jene Verkehrtheiten fließen, über den immerwährenden Entwicklungsproceß in der physischen und in der moralischen Welt, und dann über gute und über verkehrte Erziehung der Jugend sagt. Doch der Raum dazu fehlt hier. Referent ersucht also nur jeden Verständigen, der jenes Buch in die Hand nimmt, die Vorrede zu demselben nicht ungelesen zu lassen.

An die Spitze der zwei Hauptabtheilungen seines Buches hat Hr. Stephani acht Verse (ottavo rimo) mit dem Zusatz: „In Heine'scher Manier gedichtet,“ gestellt, in denen am Schluß von einem

„blaffen (oder bloßen) Judenjungen
Welk, schacherschmuzig und mit frechen Lungen“

die Rede ist. — Mag das auch in Heine'scher Manier seyn, und Hr. Heine also mit einer Fleurette bedient seyn, wie er sie, unter umgekehrten Verhältnissen, vielleicht auch Jemanden unter die Nase gehalten hätte: dennoch wünscht Referent, daß sie weggeblieben wäre. Sie wird zu nichts dienen, als zum Schreien über unwürdige Behandlung. Indessen kann Referent nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit noch einmal darauf zurückzukommen, daß Hr. Heine seinen Segnern selbst das Wort in den Mund gibt, von seiner jüdischen Herkunft zu reden. Wenn Hr. Heine z. B. in seinem Buche: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland,“ von dem: „Christlichen Spiritualismus“ spricht, auf die Baukunst im Mittelalter übergeht, und zu Ehren der alten, herrlichen Dome sagt: „Das Innere des Doms selbst ist ein hohles Kreuz und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns;“ — wenn Hr. Heine, bei seinem

Streben, pikant und wichtig zu seyn, sich auf eine so unwürdige, ja ekelhafte Weise überpurzelt: muß man da nicht mit Achselzucken sagen, er hätte besser gethan, in seiner Synagoge zu bleiben, da er nichts am Christenthum und das Christenthum nichts an ihm verloren haben würde?! Und wenn er, um so und so viel Silberlinge, in den französischen Journalen den Franzosen auf Kosten seiner deutschen Landsleute schmeichelt; wenn er, um sich in den Pariser Salons interessant zu machen, die Franzosen mit historischen Lügen bedient und den Witz bis zum Abergwitz treibt, um ein lächerliches Licht auf die Deutschen zu werfen — führt er selbst seine Leser dadurch nicht in Versuchung, ihn einen halben Zusdas Ischarioth zu tituliren? — Will man die Belege zu dieser Anklage sehen, so lese man in seinem eben erwähnten Buche, in welchem nichtswürdigem Tone er von dem Befreiungskriege von 1813 — (von einer der rühmlichsten Epochen, welche die Geschichte kennt, von einer Erhebung des deutschen Volkes, wie es nirgends eine rühmlichere gab) — lügnerrisch spricht! „Man befahl uns“, sagt er, „den Patriotismus und wir wurden Patrioten; denn wir thun Alles, was uns unsere Fürsten befehlen.“ Hierauf folgt eine so unwürdige als in sich selbst nichtige Tirade zur Herabsetzung des Patriotismus der Deutschen, im Vergleich mit dem Patriotismus der Franzosen!! Dann fährt er fort: „Als Gott, der Schnee und die Kosacken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joch zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körner'schen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun Alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird.“ Hierauf ist kaum mehr zu sagen, als daß Hr. Heine sich entweder als den ärgsten historischen Ignoranten, oder als den frechsten Verläumder selbst brandmarkt! Wenn man, wie er resirt hat, ihm, der noch keine Waffenthat gethan und auch schwerlich jemals eine thun wird, dereinst ein Schwert auf's Grab legte: so dürfte es höchstens ein Scharfrichter's Schwert, aber ja nicht eins von den hunderttausend deutschen Ehrenschertern seyn, mit denen so tapfer gegen die Franzosen gefochten worden ist, denn auch das geringste von diesen würde verunehrt auf dem Grabe dieses Hrn. Heine, der nicht Jude, nicht Christ und nicht Deutscher, sondern nur noch ein französischer Witzling ist. — Will man Proben seines Abergwitzes haben, so lese man, was er über die Götterlichkeit von Napoleon's Augen, was er von der besondern Ernsthaftigkeit deutscher Leichen sagt, wie er die deutschen Dichter von ehemals (?), mit abgeschabtem, zerrissenen Rocke, Abends betrunken in der Gasse liegend, im Alter noch tiefer im Elend verfinstert und nur besorrt, wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben könne, sich vorgestellt, bis er im Jahre 1819, als Student zu Bonn, Herrn A. W. Schlegel in seiner aufgepuzten Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er nennt bei dieser Gelegenheit Hrn. Schlegel, mit Ausnahme Napoleon's, den ersten großen Mann, den er damals gesehen; und — vermuthlich, um ihm, als solchem, zu huldigen, und seine Pariser mit einem ragoût hin zu ergötzen — verschmährt er es gleich darauf nicht, mit seiner schriftstellerischen Hand in den ärgsten Gassenloth zu greifen, um A. W. Schlegel als Edemann zu beschimpfen, wo nur von ihm als Schriftsteller die Rede seyn sollte! — Dürfte Hr. Heine, bei solchem und so viel anderem unwürdigen Gebrauch seines Schriftsteller-Talents, sich darüber